

Judith Wolfsberger

Schafft euch Schreibräume!

Weiblichen Schreibens auf den Spuren Virginia Woolfs.

Ein Memoir.



2018

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Portrait of Virginia Woolf and Vanessa Garnett, 1932
© Peter Lofts Photography;

© 2018 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
unzulässig.

Korrektorat: Constanze Lehmann, Berlin
Einbandgestaltung: Andrea Schiffer, Wien
Layout: Andrea Schiffer, Wien
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-20635-4

	Vorbemerkung	11
1	Autorin werden? Meine große Virginia-Woolf-Reise durch Südengland	13
2	Mutter werden? Geschichte im Körper & der Körper im Text – Eine Familienreise nach Sussex	73
3	Künstlerin werden? Autonomes Arbeiten und Wandern mit Krücken. Southwest Coast Path in Cornwall	127
4	Virginias Vision für 2028? <i>Shared Writing Spaces & Mother Writers</i> in New York – Elf Wünsche für unsere Schreibzukunft	187
5	Feministin sein? Neue Manifeste in Weimar & neue Schreibräume in Wien	231
	Literatur	284
	Abbildungen	289
	Dank	290
	Die Autorin	292

„if we have the habit of freedom
and the courage to write
exactly what we think [...]
then the opportunity will come“

Virginia Woolf, *A Room of One's Own* (1929)

Ich saß im Kino, neben mir mein England-Liebhaber und vor uns Virginia Woolf auf der Leinwand. Philip Glass' Musik drehte sich wie ein Wirbelwind, während Virginia Woolf, nein Nicole Kidman mit aufgeklebter Virginia-Woolf-Nase, schrieb. Sie saß in einem Lehnstuhl umgeben von Papier- und Bücherstößen, trug ein geblühtes 1920er-Jahre-Kleid, hatte ein Brett als Schreibunterlage auf ihrem Schoß und kritzelte in großer, schneller Schrift mit einem langen Federhalter: „Mrs. Dalloway said she would buy the flowers herself.“ Der heilige Moment, in dem ein erster Satz entsteht, der ein ganzes Buch trägt, noch dazu ein Buch, das eine Frau des frühen 20. Jahrhunderts zur Weltautorin machte. Und nun, am Anfang des 21. Jahrhunderts, durchzog dieser Roman über die Londoner Gesellschaftsdame Mrs. Dalloway einen ganzen Hollywood-Film, „The Hours“.

Ich saß im Kino und spürte, dass die blassgrüne englische Landschaft, der blühende Cottage Garden von Virginias Woolfs Landhaus und die englische Sprache meinen Freund ebenso berührten wie mich. Doch ihr Höhenrausch beim Schreiben war alleinig mein Thema. Ein tiefer Wunsch, mehr zu schreiben, mutiger und freier, literarisch und erfolgreich, pochte in mir, war mein Herzschlag. Begierig schaute ich Virginia Woolf beim Schreiben zu, *author at work*, wie schön. Doch wie bitte sollte ich je einen ersten Satz schreiben, der trägt? Wann würde ich endlich Texte schreiben, die auch publizierbar wären? Durfte ich mir das anmaßen? Was heißt es überhaupt *Autorin* zu sein? Und war sie, Virginia Woolf, immer schon Autorin gewesen? Ich sog jeden noch so winzigen Moment der Lebenswelt von Virginia Woolf, die der Film

darstellte, auf. Wollte mir die Aura der Autorin quasi aneignen. Es war ein unerhörter, maßloser, ja peinlicher Wunsch. Zum Scheitern verurteilt.

Denn wir leben in einer Kultur, die implizit an das Naturgenie glaubt, und ich fühlte mich definitiv nicht als so eines. Entweder frau war ein großes Talent, dann wurde sie wie von selbst zur Autorin, oder eben nicht. Und wenn nicht, dann galt es in Mitteleuropa als peinlich zu schreiben, erst recht Autorin sein zu wollen.

Doch einige Schreibworkshops in den USA und viele englischsprachige Bücher zum Thema Schreiben, die unentwegt Virginia Woolf zitierten, hatten mir die Idee in den Kopf gesetzt, dass Schreiben erlernbar ist. Sie hatten mich ermutigt, mir Schreibstrategien anzueignen, Schritt für Schritt, Text für Text. Und doch schrieb ich nur zaghaft, für die Schublade, scheu, geheim, unsicher. Begierig betrachtete ich Virginia Woolf im Film. Wie schaut das aus *Autorin zu sein*? Wie fühlt sich das an? Wie geht das?

Ich saß also im Kino und sah, wie Virginia Woolf die Feder zur Seite legt und sich selbst den Text, den sie gerade geschrieben hat, laut vorliest: „Mrs. Dalloway said she would buy the flowers herself“. Die nächste Szene zeigt eine Verlegerin im New York der Gegenwart, Meryl Streep, die in einer Blumenhandlung steht und mehrere Eimer voller Blumen kauft, für einen ihrer Autoren, der an diesem Tag einen Literaturpreis gewonnen hat. Sie gibt eine Party am Abend, so wie Mrs. Dalloway in Virginia Woolfs Roman. Der Film spielt auf drei Zeitebenen: 1. circa 1920 wird Virginia Woolf in England gezeigt; 2. circa 1950 liest eine Frau in Los Angeles Virginia Woolfs Roman „Mrs. Dalloway“ und 3. circa 2000 plant eine Verlegerin in New York ein Fest. Doch aus der Party für den Autor wird nichts, denn dieser springt kurz davor aus dem Fenster, so wie der kriegstraumatisierte Septimus im Roman „Mrs. Dalloway“. Und dann wird die Eingangsszene des Films wiederholt, Virginia Woolfs Selbstmord. Immer wieder im Laufe des Films sehen wir, wie sie in den Fluss geht. Depressiv und wirt stopft sie große Steine in ihre Manteltasche, läuft durch den Garten und durch die schöne englische Landschaft zum reißenden Fluss, geht hinein, sinkt tiefer, ertrinkt. Ertrinkt! Ich ertrinke mit ihr. „Geh nicht!“, will ich rufen. Philip Glass überstürzt sich in wilden Klavierrhythmen. Sie ertrinkt und mit ihr der Traum von der Möglichkeit, Autorin zu sein und gleichzeitig glücklich.

Nach dem Film gingen Paul und ich eng umschlungen die nächtlich beleuchtete Wiener Ringstraße entlang. Wir schwiegen. Ich durfte noch eine Weile in dem bitter-süßen Traum des Films bleiben. Dann sagte er: „Sehr schön war der Film, aber traurig.“

Ich nickte. Was sollte ich sagen? Ich hatte das Gefühl, nun tage- ja jahrelang über diesen Film nachdenken zu wollen, alle Bücher von und über Virginia Woolf zu lesen, denn, so wurde mir plötzlich klar, etwas stimmte hier nicht. Paul riss mich aus der Film-Trance, als er sagte: „Ich verstehe nicht, warum du so begeistert bist von Virginia Woolf. Sie hat sich doch umgebracht ... was findest du an ihr?“

Ich riss den Mund auf, um tief Luft zu holen, ich ruderte mit den Händen, wo sollte ich bloß beginnen, wo aufhören? Mit Virginia Woolfs Tagebüchern, die Generationen von Schreiberinnen inspiriert haben? Sie hatte darin ihre Schreibprozesse dokumentiert und reflektiert und damit einen Schatz an Inspirationen für Schreibende geschaffen. „A Writers Diary“, ein Buch mit Ausschnitten aus Virginia Woolfs Tagebüchern, war quasi meine Bibel. Sollte ich die Zitate daraus anführen, die meine Arbeit als angehende Schreibtrainerin jeden Tag leiteten? Wie

„The worst of writing is that one depends so much upon praise.“

Virginia Woolf, Diary (1919)

Oder sollte ich ihm von meinen unvergesslichen Leseerfahrungen als 17-Jährige erzählen, als ich Virginia Woolfs schrägen Stream-of-Consciousness-Roman „The Waves“ gelesen hatte, wodurch die Welt so weit und tief und vieldimensional wurde? Nein, ich hörte mich anderes sagen:

„So war sie nicht! So wie der Film sie zeigt, So war es NICHT!“ Ich schnaubte vor Wut: „Sie war – verdammt nochmal nicht so jung, als sie Suizid beging, wie der Film es zeigt.“ Ich löste mich von Pauls Arm: „Sie war nicht bloß depressiv; sie war nicht so verwirrt und traurig und daneben, wie der Film sie zeigt!“, schrie ich.

Paul sagte, „Ist schon okay. Wie war sie dann? Und wieso stört es dich eigentlich so, dass Virginia Woolf im Film falsch dargestellt ist?“

Warum es mich störte? Ich fand es unerhört, es traf mich. Tief unter der Haut, tief unter meinen sprachlichen Erklärungen, tief in der Ge-

schichte. „Ich weiß“, sagte ich schließlich „es ist bloß ein Spielfilm, eine Fiktion, eine Story, die eine historische Persönlichkeit verwendet.“

Aber ich spürte, es war nicht bloß irgendeine Story. Es war meine Story. Meine Zukunft. Es ging um Leben und Tod. Um ihr Leben und Schreiben und um das Leben aller Frauen, die je schreiben wollten und sich damit immerzu exponierten. Was passiert, wenn wir schreiben? Riskieren wir das Leben? *Sanity? Safety? Family?*

Riskieren Frauen verrückt, mittellos und einsam zu werden, wenn sie es wagen zu schreiben und zu publizieren?

Ich fasste mich und sagte: „Was heißt das, wenn die große Ahnin des weiblichen Schreibens, die Kämpferin für die Sprache der Frauen, für freie Schreibräume, reduziert wird auf eine todessüchtige Halbwahnsinnige?“ Und ich dachte mir dazu: Und was heißt das für meine Chancen, Autorin zu werden?

Tagelang redeten wir über den Film. Ich las „Mrs. Dalloway“ und gab das Buch dann Paul zum Lesen, ich bestellte mir die große Biografie, die Virginia Woolfs Neffe Quentin Bell über sie geschrieben hatte. Wir lasen, wir redeten, wir fingen Feuer. Paul liebte den Roman „Mrs. Dalloway“, auch weil er London liebte. Und auch weil er mich liebte. Er machte mich auf den im Buch abgedruckten Stadtplan aufmerksam, auf dem sich die Wege der Protagonisten des Romans nachverfolgen ließen. Sie alle gingen an diesem einen Tag in den 1920er-Jahren jeder für sich durch London, sie nahmen die Großstadt wahr, den Verkehr, die Geschäfte, die Menschen, einen Zeppelin am Himmel. Doch das Buch zeigt auch, wie sehr ihr Sein von Erinnerungen an dies und das, von Wünschen, Hoffnungen und Ängsten bestimmt ist. Immerzu leben sie gleichzeitig in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser Roman, der mit „Ulysses“ von James Joyce verglichen worden ist, gilt wie Virginia Woolfs Literatur insgesamt als schwierig. Doch Paul fand ihn wie ich fantastisch. Frisch und dynamisch. Er zeigte auf den Stadtplan von London im Buch und sagte: „Man müsste diese Wege nachgehen.“

Er strahlte. Ich strahlte und sagte schließlich:

„Ja! Und zu Virginias Woolfs Landhaus südlich von London fahren.“

„Südengland!“, rief er begeistert „Die kleinen Straßen mit bewachsenen Steinmüerchen, die von Hecken umgebenen Gärten, ein Traum.“

Ich war oft in London gewesen und in Schottland, wo ich mit 16 als Austauschschülerin gelebt hatte, aber noch nie in Südengland.

Schafft euch Schreibräume!

Ich küsste ihn und sagte: „Ich werde eine Tour zusammenstellen mit Hilfe dieser Biografie. Auf den Spuren einer Frau, die so viel geschrieben und so viel nachgedacht hat über optimale Bedingungen für Frauen, die schreiben. Und von ihr lernen, wie das geht. Und vielleicht dann auch mal was schreiben, das nicht immer in meinen Notizbüchern oder auf meiner Festplatte hängen bleibt.“

„Ja, das wäre schön“, sagte Paul und zog mich an sich.

Im nächsten Sommer traten wir unsere Reise nach England an, unsere penibel geplante Virginia-Woolf-Reise. Mit einem Stoß Bücher im Kofferraum fuhren wir nach Calais und hörten dabei Virginia Woolfs Roman „Zum Leuchtturm“ auf CD. Ich hatte inzwischen einen wilden Rohtext für einen Krimi geschrieben und peinlich berührt in die Schublade verbannt und kämpfte mit der vagen Idee für ein Buch über meine Arbeit mit Studierenden. Ich wollte alles wissen über Virginia – so nannten wir nun die große Autorin –, ich wollte all ihre Orte sehen und spüren. Da war ich sicher. Über mein eigenes Schreiben war ich nicht so sicher: Würde ich immer nur für mich selbst schreiben? Ich wollte so gern richtige Bücher schreiben und sie in richtigen Verlagen publizieren und von Virginia lernen. Die große Frage lautete: Wie und wo und wodurch war sie zur Autorin geworden?

Auf der Fähre von Calais nach Dover tranken Paul und ich bei Sonnenaufgang an Deck heißen Tee mit Milch. Ich war so verliebt in meinen schönen England-Liebhaber, und diese gemeinsame Reise war ein romantisches Fest, das wir voller Inbrunst zelebrierten. Nach dem Tee setzte ich mich auf eine Bank, schlug ein großes, mit blauem Leinen überzogenes Notizbuch auf, das ich mir speziell für diese Reise zugelegt hatte. Ich zeichnete auf die erste Seite eine grobe Landkarte unseres Wegs von Wien nach Dover und schrieb darunter ein Zitat aus „Mrs. Dalloway“:

„So to know her, or anyone,
one must seek out the people who completed
them, even the places.“

Virginia Woolf, Mrs. Dalloway (1925)

London

Der logische Beginn dieser Reise war London, Virginias Geburtsstadt, ihre Lebensstadt, ihre Lieblingsstadt, die sie ihr ganzes Leben lang durchstreifte, durchwanderte und beschrieb.

„London itself perpetually attracts, stimulates, gives me a play & a story & a poem, without any trouble, save that of moving my legs through the streets.“

Virginia Woolf, Diary (1928)

Wir standen vor Virginias Geburtshaus in der kurzen Sackgasse Hyde Park Gate gleich beim Kensington Garden. Ein schmales, viktorianisches Einfamilienhaus mit sechs Stockwerken und einem winzigen Vorgarten. Neben dem Eingang war eine blaue ovale Porzellantafel angebracht, auf der stand:

Virginia

Stephen

Virginia Woolf

1882–1941

Novelist and critic

Born and lived here

until 1904

Ich lehnte an dem geschwungenen Gusseisenzaun mit einem offenen Buch in der Hand, das unsere Reise bestimmte, ermöglichte, inspirierte: „From The Lighthouse To Monk’s House“. Ein grandioses Werk über Virginias Lebensorte, geschrieben von der amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Katherine Hill-Miller. Die amerikanische Wissenschaft hatte mir schon so viele Türen geöffnet und nun auch die zu Virginias Lebensorten. Wir sprachen von der Autorin, unserem *guide*, als Kathrine, so wie wir nach und nach alle unsere neuen Freunde beim Vornamen nannten.

Ich schaute abwechselnd in Katherines Buch und das Haus hinauf: Im ersten Stock war Virginia Stephen als drittes Kind von Julia Duckworth und Leslie Stephen geboren worden; in eine – wie man heute sagen würde – Patchworkfamilie. Virginias Eltern waren beide verwitwet, als sie sich kennenlernten und brachten beide Kinder aus ihren ersten Ehen in die neue Familie ein. Halbgeschwister, Geschwister, Dienstboten, Verwandte und andere Gäste bevölkerten bei unentwegten Teeegesellschaften das Haus voller weißer Spitzen, dunkler Möbel und schwerer Samtvorhänge. Der Vater, Leslie Stephen, entfloh täglich mit seinen Kindern der Enge im Haus und der viktorianischen Benimmgesellschaft in den nahen und riesigen Kensington Garden. Er war Philosophieprofessor in Cambridge, Autor und manischer Fußgänger. Angeblich ist er einmal von London nach Cambridge zu Fuß zu einer Teeegesellschaft gegangen und am gleichen Abend zurück. Virginia spazierte jedenfalls, von ganz klein an, oft mit und neben ihrem Vater, einem hochgewachsenen Mann mit schnellem Schritt. Sie rannte neben ihm her, über den Rasen zu den Teichen und Bächen, hinüber zum Hyde Park. Und das Gleiche taten wir nun auch. Gehen, gehen, gehen, durch den Park, wo heute wie vor hundert Jahren Kinder Enten füttern und Erwachsene in Liegestühlen Zeitung lesen. Und dann führen wir über die Jahrzehnte von Virginias Kindheit und Jugend hinweg hinüber in den Stadtteil Bloomsbury, der durch Virginia und ihren künstlerisch-philosophischen Freundeskreis – die Bloomsbury Group – weltberühmt geworden ist.

Von Kensington nach Bloomsbury: Für Virginia war es ein weiter Sprung gewesen, der vom biedereren 19. Jahrhundert in die radikale Moderne des 20. Jahrhunderts, der von einer Familie voller Todesfälle und Kindheitstraumata hin zu einer – heute würden wir sagen – WG junger LebenskünstlerInnen führte. Als Virginia und ihre Schwester Vanessa 1904 mit Anfang zwanzig den Stadtteil und ihren Lebensstil änderten, waren beide ihrer Eltern bereits verstorben. Virginia und Vanessa waren sehr frei und voller Drang, diese Freiheit ganz zu leben. Virginia schrieb – damals schon. Und Vanessa malte und gestaltete mit Elan das neu bezogene Haus am Gordon Square. Sie bemalte die Wände und Möbel mit bunten Farben. Die komplizierten Konventionen des 19. Jahrhunderts waren ebenso wie die dicken dunklen Samtvorhänge verbannt worden. Licht und junge Menschen voller Fragen und Ideen waren willkommen. Thoby und Adrian, die Brüder von Virginia und Vanessa, brachten ihre

interessantesten Studienkollegen von Cambridge mit. Was später als Bloomsbury Group bekannt wurde, dieser innovative, lose Kreis aus KünstlerInnen und Intellektuellen, begann, als Virginia und Vanessa den Donnerstagabend zum offenen Haus erklärten. Da kamen die Freunde der Brüder und andere ungewöhnliche Menschen und redeten über die Moderne, über die neueste Kunst aus Frankreich und neue Liebes- und Lebenskonzepte.

Bloomsbury Group: „it was some abstract question that [...] drew out all our forces. Never have I listened so intently to each step and half-step in an argument. Never have I been at such pains to sharpen and launch my own little dart. And then what joy it was when one's contribution was accepted.“

Virginia Woolf, *Old Bloomsbury* (2014)

Als Vanessa einen der Bloomsburys – Clive Bell – heiratete, zog Virginia mit ihren Brüdern und deren Freunden ein paar Häuserblocks weiter. Eine unverheiratete Frau wohnt mit *fremden* Männern! Das war damals unerhört. Virginias zweite WG war am Fitzroy Square, ein kleiner, saftig grüner Park umgeben von noblen stuckverzierten Häuserreihen. Später zog sie wieder nur ein paar Häuserblöcke weiter an den Brunswick Square. Virginia liebte an Bloomsbury besonders die Plätze, an denen Häuserreihen rund um einen Park mit großen Bäumen und Wiesen gebaut waren. Die Zimmer waren sehr hell und hatten einen weiten Blick ins Grüne.

Ich setzte mich auf eine Parkbank und las Paul vor, was Virginia über das Licht geschrieben hatte:

„All the lights in the Square are lighting, and it is turning silver grey, and there are beautiful young women still playing tennis on the grass“

Virginia Woolf, *Letter to Violet Dickinson* (1907)

Am Fitzroy Square hatte Virginia eine Etage für sich und gestaltete ihr Zimmer in „fließendem Violett, wie das Meer“. Da saß sie zwischen „Pyramiden von Büchern“ und schrieb mit Blick auf die Bäume. Ich versuchte, mir diese junge, hochgewachsene Frau in langem Kleid vorzustellen, die mit ihrem Anspruch an Lebensglück und Freiheit völlig aus der Norm der Zeit fiel. Sie schrieb, sie diskutierte, sie gestaltete ihre Räume und Lebensweisen mit viel Muße und Genuss.

Bald wohnten dort und da in den verschiedenen Straßen und Plätzen des Bloomsbury-Viertels, nur wenige Gehminuten voneinander entfernt, die Freunde und Freundinnen von Virginia. Paul und ich flaniereten von Platz zu Platz. Katherines Buch schlug einen *Bloomsbury Walk* vor, er führte uns durch Jahrzehnte von wechselnden WGs, Liebesbeziehungen und künstlerischen Freundschaften.

Auf jedem der Häuser begegnete uns eine der freundlichen blitzblauen Gedenktafeln, die Name und Daten der Bloomsbury-Person, die hier einmal gewohnt hatte, anführten.

Paul zeigte auf das Porzellanschild zu John Meynard Keynes, den später weltberühmten Ökonomen, Namensgeber des Keynesianismus. Ich sagte „Das ist doch der, auf den Bruno Kreisky sich immer bezog.“ Paul sagte „Ja, genau. Aber in meinem Wirtschaftsstudium hat niemand erwähnt, dass John Meynard Keynes Teil einer so coolen Gruppe von Künstlern und Künstlerinnen rund um Virginia Woolf war.“ Das Haus, in dem *John Maynard*, wie wir ihn unter uns nannten, mit seiner Frau Lydia, einer russischen Tänzerin, gewohnt hatte, war nun ein Universitätsinstitut und damit öffentlich zugänglich. Wir gingen hinein, schossen ein paar Fotos der Seminarräume. Dann spazierten wir weiter durch Bloomsbury, lasen uns Stellen aus unserem *guide* vor und ließen uns schließlich erschöpft am Mecklenburgh Square auf dem Rasen nieder mit einem pakistanischen Essen *to go*.

Meine Füße taten schon weh, doch Paul war wie Virginia, London gab ihm übernatürliche Kräfte und er konnte stundenlang durch die Stadt seines Herzens gehen. Virginia war so viel gegangen, jeden Tag, weite Strecken zum Piccadilly oder an die Themse, kreuz und quer, um Eindrücke zu sammeln und Ideen zu spinnen.

Oder sie huschte schnell hinüber in die London Library. Paul schlug vor, dort noch hinzugehen. So gern war Virginia in dem runden Lesesaal unter einer Glaskuppel gewesen. Die letzten Minuten unserer Gehpause genießend las ich aus unserem *guide book* ein Zitat von Virginia

vor. Sie dachte über die Menschen, die wie sie in diesem Lesesaal lasen und schrieben, dass sie ein Leben hatten, das sie liebten, weil sie an die Notwendigkeit des Büchermachens glaubten:

„I like this dusty bookish atmosphere. Most of the readers seem to have rubbed their noses off & written their eyes out. Yet they have a life they like – believe in the **necessity of making books** I suppose: verify, collate, make up other books, forever.“

Virginia Woolf, Diary (1926)

Ja, dachte ich, ich würde so ein Leben auch lieben! In einer schönen Bibliothek in London sitzen und lesen und schreiben. Echte Bücher schreiben. Ja, dachte ich, ich möchte auch *Bücher machen*. Ich hatte früher als Buchhändlerin gearbeitet und in Verlagen Buchprojekte betreut. Ich glaubte wie Virginia und die Menschen rund um sie an die *Notwendigkeit des Büchermachens*; jetzt wollte ich Autorin werden. Woher, fragte ich mich, hatte Virginia bloß dieses natürliche Selbstverständnis von sehr jung an, ich kann das, ich mach das?

„Let’s go!“, Paul riss mich aus meinen Gedanken. Mühsam stand ich auf. „Komm. Virginias Lieblingsbibliothek ist gleich ums Eck. In dem Gebäude ist jetzt das British Museum. Aber den schönen Lesesaal gibt’s noch.“

Als wir Virginias runden Lesesaal betraten, ging mein Blick sofort nach oben. Ein Dom für Lesende und Schreibende: Licht strömte durch die Kuppel, die in ein rundes Fenster mündet, durch das man wie durch ein Auge direkt in den Himmel schauen kann. Das frisch renovierte Gewölbe mit hohen gotischen Fenstern war himmelblau, weiß und gold gestrichen. Darunter viele Etagen Bücherregale. Unten, in dem runden Lesesaal, waren konzentrisch angeordnete Leseputle aus dunklem Holz mit schönen alten Leselampen. Im Zentrum ein kreisrunder Infotisch. Hier hatte sie geschrieben, dachte ich. Hierher war Virginia gekommen, um zu lesen, sie, die Vielleserin in vielen Sprachen, sie, die Rezensentin für Zeitungen, sie, die Sachbuchautorin über Lesen und Literatur, sie, die auch kurze Zeit Arbeiterfrauen Literaturunterricht gegeben hatte.

Hier hatte sie an ihren großen Romanen der literarischen Moderne gearbeitet, die sie in den Pantheon der Weltliteratur bringen sollten.

Virginia hatte von ihrem Vater einiges übernommen, das viele, schnelle Gehen, das Teil seiner philosophischen Praxis war, und die Liebe zur Literatur. Er hatte Virginia von Kindheit an in seine Privatbibliothek eingeweiht, mit ihr die Weltliteratur besprochen, griechische und lateinische Texte übersetzt und diskutiert. Dennoch hatte sich Virginia immer als ungebildet empfunden, weil sie nie in eine Schule gegangen war und ein Studium für Frauen damals unmöglich war. Wie viele Frauen hatten damals neben Virginia hier in diesem Lesesaal gesessen? Heute saßen hier ebenso viele Frauen wie Männer, jüngere und ältere, Studierende, ForscherInnen, TouristInnen so wie ich. Ich flüsterte Paul zu: „Suchen wir uns einen Platz. Ich möchte hier schreiben.“ „Ja, ich auch“. Jeder von uns suchte sich sorgsam einen Tisch aus. Ich schrieb in mein Reisetagebuch:

„British Museum Reading Room: Ein runder Raum mit hoher Kuppel, durch die von oben Tageslicht einfällt. ‚Think! Think big!‘, flüstert die Kuppel: ‚Du kannst abheben. Du kannst dich großmachen.‘

Ja, die Decken von Lesesälen müssen hoch und luftig sein! Die Sessel – wie hier – ledern und bequem. Zum Schreiben braucht es Räume, die vermitteln, dass Geschriebenes Wert hat. Wir brauchen auch Inspiration und die Ermutigung der fertigen Bücher, die besser wissen als wir – ängstliche Schreibende –, wie viel Zeit und Energie ein Text für seine Entstehung und Entwicklung braucht. Es sind auch die Bücher, die uns wie dieser Dom des Lesens und Schreibens zurufen: ‚Think! Think big! Think for yourself!‘“

Ich unterbrach, blickte um mich, wollte so viel schauen. Mir vorstellen, wie Virginia hier war. Hier wehte ihr inspirierter und inspirierender Geist. Ich sah sie förmlich vor mir, wie sie mit bodenlangem Rock und gemusterter Bluse zum halbrunden, viele Meter hohen Bücherregal schlich, davor stehen blieb, ein Buch suchte, mit ihren langen Fingern herauszog und aufschlug. Dann ging sie mit dem Buch zurück zu ihrem Tisch, blätterte und las darin – ich sah Virginias schmales Gesicht mit dem scharfen Profil, eingerahmt von ihrem gescheitelten, langen Haar. Sie schrieb eilig mit der Feder in eines ihrer selbst gehefteten Notizbücher. Und ich sah den Geist ihres Vaters neben, ja hin-

ter ihr stehen. Der alte Mann mit langem grauen Bart und schwarzem Gehrock blickte streng und doch lächelte er. Mit einem Mal wurde mir klar, woher sie die Selbstverständlichkeit nahm. So schrieb ich weiter in mein Reisetagebuch:

„Das Selbstverständnis, Autorin zu werden, das Ich-Kann-Das, Ich-darf-Das hatte sie von ihrem Vater! Er, Leslie Stephen, hatte ihr viel zugetraut, sie gefördert und ernstgenommen, wie damals wenige Väter ihre Töchter. Es gibt eine psychologische Studie über die wenigen Frauen, die im frühen 20. Jahrhundert in der Wissenschaft Fuß fassen konnten. Was ihnen gemeinsam war? Sie hatten gebildete Väter, die sie von jungem Alter an in die Männerwelt des Denkens, Lesens und Wissens einluden. Virginias Vater hatte ihr wichtige Grundlagen für das Schreiben vorgelebt: viel gehen und viel lesen.“

Ich beobachtete die Menschen rund um mich beim Lesen, Notizen machen und leisen Herumgehen. Wie ich diesen Raum mochte! Ich dachte an andere altehrwürdige Lesesäle, die mich inspiriert hatten. Die Nationalbibliothek in Wien, die New York Public Library oder die Doe Library auf dem Campus von Berkeley. Und dann sah ich meinen Vater vor mir, wie er mir von klein an täglich Bücher vorgelesen hatte, mich als Jugendliche zur Stadtbücherei geführt hatte. Später hatte er selbst im Bibliotheksbereich gearbeitet. Es gab bei uns zu Hause immer Stapel von Büchern. „Danke Leslie Stephen“, schrieb ich in mein Notizbuch, „Und: Danke, Papa. Danke an alle Väter, die ihre Töchter wachsen lassen.“

„The art of writing [...] can be learnt of course to some extent by reading – it is impossible to read too much“

Virginia Woolf, A Letter to a Young Poet (1932)

Virginia war also von ihrem Vater außergewöhnlich gefördert worden, aber sie hatte auch vieles aus seinen viktorianischen Denk- und Lebenskonzepten über Bord geworfen. Sich von vielem befreien müssen. Er war in Virginias Erinnerung – auch – ein launischer Patriarch in einem überbevölkerten und ruhelosen Haus. Virginia und Vanessa hatten ihren Vater besonders in seinen letzten Lebensjahren ziemlich unerträglich gefun-

den, als sie als junge Erwachsene noch bei ihm im Elternhaus im Hyde Park Gate wohnten. Nach seinem Tod war der Umzug in den Stadtteil Bloomsbury und in eine von ihnen ganz anders gestaltete, viel freiere, buntere Welt eine große Erleichterung. Sie schufen für sich andere Orte, anderes Denken, anderes Schreiben. Es war Virginia zeitlebens eine wichtige Strategie, sich inspirierende Schreiborte – auch außerhalb der eigenen Wohnung – einzurichten. Das war für Frauen im frühen 20. Jahrhundert ungewöhnlich, ja revolutionär. In „A Room of One’s Own“ postulierte sie, dass Frauen, solange sie keinen Raum für sich haben, keine Ruhe, keine Muße, sondern stets beschäftigt sind mit Familienangelegenheiten, keine großen Sprünge beim Schreiben und Publizieren machen werden. Die Räume zum Schreiben, die sie in dem später weltberühmten Essay forderte, hatte sie selbst ihr Leben lang gesucht und für sich erschaffen. So viele! Hier in Bloomsbury in den verschiedenen Häusern, in denen sie gewohnt hatte, war es jeweils ein Arbeitszimmer mit Blick auf einen kleinen Platz, den Fitzroy Square, den Mecklenburgh Square oder den Gordon Square. Oder, als sie später mit ihrem Mann Leonard die Hogarth Press gründete, mieteten sie für den Verlag und zum Schreiben auch die Räume im Parterre, die in schmale, begrünte Hintergärten hinaus-schauten. Oder sie kam in diesen inspirierenden runden Lesesaal, in dem ich gerade saß. Oft schrieb sie auch unterwegs, im Park gehend, denkend, ganze Geschichten fielen ihr da zu. Blitzartige, scharfe Ideen für neue Projekte. Gut in Erinnerung ist ihr geblieben, wie ihr bei einem Spaziergang durch Bloomsbury plötzlich die Idee für ihren autobiografischen Roman „To the Lighthouse“ zufiel. In ihrem Tagebuch schrieb sie:

„Then one day walking round Travistock Square I made [...] up ‚To the Lighthouse‘; in a great, apparently involuntary rush. One thing burst into another. [...] the rapid crowd of ideas and scenes which blew out of my mind [...] as I walked.“

Virginia Woolf, A Sketch of the Past (1939)

Am Abend, als ich meine Füße auf dem Metallgestell des Stockbetts hochlagerte, sagte ich zu Paul: „Ich werde von nun an auch Gehen zu meiner Schreibstrategie machen!“

Paul sagte: „Ja, schon, aber ich befürchte, es macht einen Unterschied, ob du in London oder irgendwo spazieren gehst. Diese Stadt ist einfach nicht zu übertrumpfen.“

Ich lachte und sagte: „Doch, mit New York! Aber auch dort werden meine Schreibspaziergänge eher selten stattfinden. Die zweite Strategie lautet also: Gute Orte zum Schreiben und Gehen finden. Einen so fantastischen Lesesaal mit zum Himmel offener Kuppel gibt's in Wien nicht, aber schöne Parks, Alleen, Lesesäle und Cafés, zu denen ich hin spazieren könnte, schon.“

Paul sagte: „Also du brauchst nur viel gehen, viel lesen und dann an inspirierenden Orten schreiben. Und schon bist du Autorin.“

Wir lachten. Als ob es so einfach wäre.

Wir wohnten in einem billigen Hostel, in dem jugendliche Rucksacktouristen aus aller Welt Unterschlupf fanden. Es war laut und hatte Gemeinschaftsduschen auf dem Gang. Eine bessere Unterkunft in London hätten wir uns nicht leisten können. Wovon hat sie gelebt, fragte ich mich, als ich einschlief. Wie konnte sie so ein *bohemian life* finanzieren? Wie könnte ich mir so eines leisten? Dabei wusste ich damals nicht einmal, wie ich mein Leben trotz mehr oder weniger bürgerlicher Arbeit finanzieren sollte. Wie alle jungen Selbstständigen hangelte ich mich von Auftrag zu Auftrag, arbeitete immens viel, um das *writers'studio* zum Laufen zu bringen und konnte kaum davon leben. Ich war so weit weg vom Leben einer künstlerischen Bohemien. Wenn ich nicht so erschöpft gewesen wäre von den langen Märschen durch London, hätte ich mir die halbe Nacht den Kopf darüber zerbrochen: Wie schreiben und publizieren, ohne finanziell unterzugehen?

Am nächsten Tag beim Aufwachen fiel mir ein, dass es Virginia selbst war, die auf das Dilemma Geld und Schreiben hingewiesen hatte, gerade was Frauen betrifft. In „A Room of One's Own“ hatte sie nicht nur ein eigenes Zimmer gefordert für jede Frau, die schreiben möchte, sondern auch eine bestimmte Summe Geld im Jahr, nämlich „500 Guineen“.

Die ewige Frage, wie Frauen finanziell unabhängig sein können, spitzt sich zu, wenn es um künstlerische Tätigkeiten geht. Woher kommt das Geld, um sich Zeit zum Schreiben nehmen zu können?

Die Euphorie vom Vortag war dahin. „Gut und schön“, sagte ich beim Frühstück zu Paul, „aber mir gibt niemand ‚500 Guineen‘ im Jahr, wie viel immer das heute sein würde. Was ist eine Guinee eigentlich? Gab es diese Währung wirklich?“

Paul sagte: „Ja, das war eine britische Goldmünze, die sehr viel wert war. Ich glaube, sie hieß so, weil sie aus Gold aus Neu Guinea hergestellt worden ist. Die ‚Guniees‘ waren bis ins 19. Jahrhundert im Umlauf.“

„Was du alles weißt, cool!“, antwortete ich. Aber etwas gefiel mir an der Sache nicht: „Vielleicht war Virginia nur eine bürgerliche Lady aus der Welt von vorgestern, die ohnehin nicht arbeiten gehen durfte und ihre freie Zeit gut nutzte? Sie schreibt etwas von einer Erbschaft von ihrer Tante. Und es gab sicher auch Geld von den verstorbenen Eltern.“

Ich mampfte Toast mit Butter in mich hinein, mehr gab es in diesem billigen Hostel nicht. Doch der schwarze Tee mit Milch, mein Lebenselixier, besänftigte mich. Dann schränkte ich ein: „Naja, reich waren sie nicht. Virginia und Leonard lebten in den ersten Jahrzehnten eher bescheiden. Ich erinnere mich an Passagen aus den publizierten Tagebüchern von Virginia. Immer wieder überlegt sie darin schreibend, wie sie finanziell über die Runden kommen können.“

Paul fragte: „Aber war sie nicht auch zu Lebzeiten schon berühmt und erfolgreich mit ihren Büchern und ihrem Verlag?“

„Ja, irgendwann. Nur, wie kam sie dort hin? Das würde ich gerne wissen!“

Ich wusste, Virginia hatte Glück gehabt mit ihrem Vater, der sie stark förderte, und sie hatte eine kleine Erbschaft, als Basis. Außerdem genoss sie – im Alter – das außergewöhnliche Glück, mit ihren Büchern gut zu verdienen. Dennoch war nicht alles eitel Wonne in ihrem Leben. Die Befreiung aus dem Elternhaus kam nicht aus Jux und Laune, der experimentelle Schreibstil, den sie über die Jahrzehnte entwickelte, entsprach den vielen Grenzgängen ihres Geistes und ihrer Psyche. Auch diese psychischen Tumulte hatte sie in ihre Bücher eingebaut.

An diesem Tag stand der *Mrs. Dalloway Walk* auf dem Programm. Endlich wollten wir die Wege der Protagonisten von Virginias Roman „Mrs. Dalloway“ nachgehen. Sie alle gehen an einem Tag in den 1920er-Jahren, jeder für sich durch London und nehmen die Großstadt jeweils ganz anders wahr. Der Stadtplan im Buch hatte uns die Idee für diese Reise gegeben. Und Katherine, unsere amerikanische Reiseleiterin in Buchform, hatte die Orte recherchiert und eine Tour zusammengestellt.

Im Regent’s Park hörten wir die Spatzen auf Latein singen. So wie es die Romanfigur Septimus erlebt, der im Ersten Weltkrieg schwer traumatisierte Veteran. Wir saßen auf einer Parkbank umgeben von saftigen

Rasenflächen und lasen uns gegenseitig aus unserem *guide* die Passagen des Romans, die hier spielen, laut vor. Ich kenne kaum Schöneres, als Ausschnitte aus guter Literatur an den Schauplätzen der Handlung laut zu lesen. Es war eine besondere Liebeserklärung, dass Paul mir vorlas oder mir zuhörte, wenn ich dran war, und mit mir in diese vergangene und doch so frische literarische Welt eintauchte. Wie der Kriegsveteran Septimus schauten wir in die Bäume und in den Himmel, wir hörten die Sperlinge „Septimus!“ rufen, „Septimus!“, „Septimus!“ und auf Altgriechisch, daß es kein kein Verbrechen gäbe und keinen Tod. Und dann sah Septimus, und wir mit ihm, wie hinter dem Gusseisenzaun ein toter Soldat, Septimus' bester Freund, stand und winkte.

Wie ihre Romanfigur Septimus, so hat Virginia selbst Stimmen gehört in den Phasen ihres Lebens, in denen sie schwer depressiv war, von Kopfschmerzen geplagt und den Tod ersehnte. Und sie hat den Mut gehabt, darüber zu schreiben. Sie hat diese Stimmen und den Ersten Weltkrieg, ihre obsessive Mutter und den im Alter zunehmend launischen Vater literarisch verarbeitet.

„As an experience, madness is terrific I can assure you, and not to be sniffed at; and in its lava I still find most of the things I write about. It shoots out of one everything shaped, final, not in mere dribblets, as sanity does.“

Virginia Woolf, Letter to Ethel Smyth(1930)

Schon als Jugendliche hatte sie schwere psychische Krisen erlebt, als zuerst ihre Mutter plötzlich erkrankte und verstarb, als Virginia erst 13 Jahre alt war. Nur wenige Jahre später starb dann auch noch ihre ältere Halbschwester Julia Duckworth, die die Mutterrolle übernommen hatte. Immer wieder in ihrem Leben holten Virginia diese und andere Traumata ein und sie war oft über Monate nicht fähig zu schreiben. Doch gleichzeitig waren die Traumata ebenso wie die funkelnde Lebensfreude, die in ihren Tagebüchern so unmittelbar spürbar ist, ein starker Motor für das Schreiben.

Es gefiel mir, bestärkte mich, wie sie die Themen, Orte und Menschen aus ihrem Leben als Quelle für ihre Literatur verwendete. Das

Schafft euch Schreibräume!

erinnerte mich an den Ansatz des amerikanischen *Creative Writing*, das Autobiografische als besondere Kraft zu nutzen, anstatt ins Schmuddel-Eck der Literatur zu stellen.

Ich fand es genial, wie Virginia im Roman „Mrs. Dalloway“ gleichzeitig eine Sprache für ihre dunkelsten Lebenserfahrungen fand und ihrer großen Liebe zum Leben und der Stadt London Ausdruck verlieh.

„Such fools we are, she thought, crossing Victoria Street. **For Heaven only knows why one loves it so**, how one sees it so, making it up, building it round one, tumbling it, creating it every moment afresh; but the veriest frumps, the most dejected of miseries sitting on doorsteps (drink their downfall) do the same [...]: **they love life**. In people's eyes, in the swing, tramp, and trudge; in the bellow and uproar; the carriages, motor cars, omnibuses, vans, sandwich men shuffling and swinging; brass bands; barrel organs, in the triumph and the jingle and the strange high singing of some aeroplane overhead **was what she loved; life; London; this moment in June.**“

Virginia Woolf, Mrs. Dalloway (1925)

Ich fühlte mich Virginia so nah und doch, ihr Leben und ihre Bücher schienen unerreichbar genial. Sie hatte schon als sehr junge Frau begonnen zu schreiben, hatte ganz von sich heraus – ohne formale Ausbildung oder journalistische Lehre – mit Anfang zwanzig Artikel publiziert und mit knapp dreißig ihren ersten Roman gedruckt in ihren Händen gehalten. Sie war, das musste ich mir doch irgendwie eingestehen, ein Genie! Ein sich selbst gebärendes Genie, extrem innovativ und unaufhaltbar. Ihre Nähe zum sogenannten *Wahnsinn* passte perfekt zum Klischee.